

EMILY WU
LARRY ENGELMANN

Feder im Sturm

Meine Kindheit in China

Aus dem Amerikanischen von
Gerlinde Schermer-Rauwolf und Robert A. Weiß,
Kollektiv Druck-Reif

| Hoffmann und Campe |

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»Feather in the Storm. A Childhood Lost in Chaos« im Verlag
Pantheon Books / Random House, Inc., New York.
Die Übersetzungsrechte wurden durch
Sandra Dijkstra Literary Agency vermittelt.

1. Auflage 2007
Copyright © 2006 by
Emily Wu and Larry Engelmann
Für die deutschsprachige Ausgabe
Copyright © 2007 by
Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoca.de
Fotos: Emily Wu Collection
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-455-50034-9


HOFFMANN
UNDCAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Für meine geliebten Kinder
Jasmine und Erik
und für alle Kinder,
die im Chaos versunken sind,
und jene,
die sie geliebt haben.

Wir haben in einer Zeit des Chaos gelebt,
als zu lieben unmöglich war.

Mao Zedong (1893–1976)

TEIL I

Das Chaos

Ich sah China als alte Vettel, so heruntergekommen und schwachsinnig, dass sie ihre eigenen Kinder fraß. Die Unersättliche hatte schon früher viele junge Leben vertilgt. Jetzt schlang sie wieder frisches Fleisch und Blut in sich hinein, und gewiss würden ihr noch viele zum Opfer fallen. Den ganzen Tag verfolgte mich dieses entsetzliche Bild, und ich sagte mir im Stillen: China ist eine Hündin, die ihre eigenen Jungen frisst!

Ha Jin, Verrückt (2002)

KAPITEL I

Im vierten Winter der Hungersnot wurde ich zu meiner Familie zurückgebracht. Es war in der letzten Januarwoche, wenige Tage vor dem chinesischen Neujahrsfest. Ich war dreieinhalb Jahre alt.

Wir wohnten in einem großen Haus in Tianjin, wo ich mir mit meiner Großmama ein Schlafzimmer im Erdgeschoss teilte. Meine Mutter, mein Vater und meine drei Schwestern schliefen im Zimmer nebenan. Über uns wohnten drei Onkel und Tanten mit ihren Familien. Insgesamt lebten also neun Erwachsene und zwölf Kinder im Haus.

An meinem letzten Morgen dort wurde ich noch vor Tagesanbruch durch eine sanfte Berührung geweckt. Papa stand neben meinem Bett, den Finger an die Lippen gelegt, da Großmama neben mir schlief. Er trug mich aus dem Zimmer und setzte mich im Flur auf einen Hocker, suchte Kleidung für mich zusammen und steckte sie mit meinem einzigen Spielzeug – einer Puppe – in eine Tasche. Dann half er mir, meinen Wintermantel anzuziehen, band mir die Wollmütze unter dem Kinn fest und wickelte mir einen Schal um den Hals. Schließlich zog er mir noch meine Fäustlinge über und die Winterschuhe an. Nachdem er ebenfalls in seinen Mantel geschlüpft war, nahm er die Tasche mit der Kleidung in die eine Hand und meine kleine Hand in die andere. Fast geräuschlos öffnete er die Tür gerade so weit, dass wir beide durch den Spalt schlüpfen konnten, zog sie hinter uns zu und sperrte ab.

Es war ein kalter, stiller Morgen. Weiße Flocken wirbelten durch die Luft. Der Hof lag unter einer frischen Schneedecke begraben. Weil ich auf den rutschigen Pflastersteinen schlecht laufen konnte, bückte sich Papa und nahm mich auf den Arm. Als er sich wieder aufrichtete, ging im Schlafzimmer meiner Großmama Licht an, und ich hörte einen gedämpften Schrei: »Maomao!«

Ich drehte mich auf Papas Arm um und wollte rufen: »Hier bin ich, Großmama.« Aber er flüsterte: »Sei still!«, und eilte durchs Tor hinaus auf die Glücksgasse. Wieder rief die Stimme ängstlich: »Maomao! Wo bist du?«

Papa hastete die Gasse hinunter. Zwei Häuserblocks weiter blieb er stehen, um Atem zu schöpfen. Ich schlang meine Arme um seinen Hals und legte den Kopf auf seine Schulter.

An der Ecke warteten wir, bis ein Bus hielt. Schweigend fuhren wir durch die schlafende Stadt zum Bahnhof.

Nachdem Papa unsere Fahrkarten gekauft hatte, trug er mich in die überfüllte Wartehalle. Ich zupfte ihn am Ohr und fragte: »Wohin fahren wir?«

»Ich bring dich nach Hause.«

»Aber wir sind doch zu Hause, Papa.«

Er legte nur den Finger an die Lippen.

Plötzlich wurde die Menge unruhig, und ich erschrak. Auf mehrere schrille Pfiffe folgten Befehle, jetzt zuzusteigen. Wir wurden von den vielen Menschen mitgerissen, die hektisch zum Bahnsteig drängten.

Papa hielt mich fest an sich gedrückt. Als sich die Menschenmenge etwas lichtete, rannte er die Waggons entlang und spähte auf der Suche nach freien Plätzen durch die Fenster. Hinter mehreren überfüllten Wagen sprang er die Stufen eines Waggons hoch und stürmte auf einen einzelnen freien Platz zu. Eine Frau

mit zwei großen Taschen in der einen Hand und einem Kind auf dem anderen Arm kam uns vom anderen Wagenende entgegen. Sie blieb mit den Taschen an einer Sitzlehne hängen und musste stehen bleiben. Papa ließ sich in den leeren Sitz sinken, von dem sie nur ein paar Schritte entfernt gewesen war. Unruhig blickte sie sich um. Von beiden Wagenenden drängten Menschen herein, sodass an Aussteigen nicht mehr zu denken war.

Als Papa wieder zu Atem gekommen war, hievte er unsere Tasche auf die Ablage über unseren Köpfen. Dann setzte er sich wieder und nahm mich auf den Schoß. Die Frau neben uns hatte ein Kind im Arm, das etwa in meinem Alter war. Ein Mädchen mit rotem Gesicht und einer Rotznase, das mich aus tränenden Augen unverwandt ansah.

Eine Kakophonie aus Rufen und Pfiffen ließ die Menschen auf dem Bahnsteig hektisch hin und her rennen. Die Waggons erzitterten, wurden knallend zusammengekuppelt. Wo Menschen in den Gängen standen, purzelten sie übereinander und suchten an den Griffen über sich oder an den Sitzlehnen Halt. Überall im Waggon wurden Proteste und Flüche laut. Doch als der Zug an Tempo gewann, verebbte das Gezeter der Fahrgäste zu einem leisen, stetigen Gebrummel.

Der Zug hielt oft. Auf jedem Bahnhof drängten sich die Menschen. Viele waren Bauern auf dem Weg in die Stadt, wo sie ihre Waren auf dem Schwarzmarkt verkaufen wollten. Sie umklammerten Körbe oder trugen Netze und Tierkäfige und zwängten sich an den Aussteigenden vorbei. Mit der Folge, dass die unglückseligen Fahrgäste, die in den Gängen stehen mussten, noch mehr zusammengequetscht wurden.

Bei jedem Halt erfüllte der Gestank von Ruß, Tabak und Tieren die Luft. Menschen schrien, schimpften mit den Kindern und lamentierten, wenn sie übereinandersteigen mussten. Dazu Hühnergeacker und Schweinequieken. Vom Schoß meines Vaters

aus beobachtete ich dieses chaotische Gemisch aus Markttreiben und Verdruss.

Nach einiger Zeit erinnerte mich mein knurrender Magen daran, dass ich weder gefrühstückt noch zu Mittag gegessen hatte. »Papa«, sagte ich, »ich habe Hunger.«

Er griff in seine Tasche und zog eine alte, mit Schnur zusammengebundene Zeitungsseite heraus, in die zwei hart gekochte Eier eingewickelt waren. Eins gab er mir, das andere schob er wieder in die Tasche. Ich zog meine Fäustlinge aus, schälte das Ei und ließ die Schalen auf den Boden fallen. Neben mir ein Wimmern. Das Mädchen auf dem Schoß seiner Mutter streckte flehend die Arme nach meinem Ei aus. Ich hielt kurz inne, bevor ich hineinbiss. Das Mädchen brüllte. Etliche ausgemergelte Leute, die im Gang standen, betrachteten mich mit hungrigen Blicken.

Ich hielt die Hände schützend um das Ei. Unterdessen flüsterte die Mutter dem Mädchen etwas ins Ohr, worauf es verstummte. Ich beschloss, doch nicht zu essen, sondern zu schlafen.

Als ich wieder aufwachte, fiel mir auf, wie still es um mich war. Ich öffnete meine Hände ... nichts! Kein Ei! Ich suchte auf dem Boden und fand nur Reste der Schale. Dann sah ich zu dem kleinen Mädchen hinüber. Es schlief. Und an seinem Kinn klebte ein ganz klein wenig Eigelb.

Ich flüsterte Papa zu, dass ich immer noch Hunger hatte. Er gab mir das zweite Ei, das ich hastig schälte und verschlang.

Dann bat ich Papa, mir die Puppe aus unserer Tasche zu geben. Ich erzählte ihr alles über unsere Reise: wie voll die Waggons waren und wie viel Hunger ich gehabt hatte. Sobald wir zu Hause wären, bekäme sie ein Ei, versprach ich ihr.

»Magst du sie?«, fragte Papa.

»Ja.«

»Sie ist ein Geschenk von deiner Mama.«

»Ist gar nicht wahr.«

Papa wollte etwas hinzufügen, wandte sich dann aber ab und starrte schweigend aus dem Fenster.

Ich erinnerte mich daran, wie ich die Puppe vor ein paar Monaten bekommen hatte. Eine Frau mit einem kleinen Jungen war zu uns nach Hause gekommen. Sie hatte mit Großmama und Papa gesprochen. Eines Morgens hatte sie mich sehr früh mitgenommen, und wir waren mit der Eisenbahn zu einem Haus gefahren, in dem lauter gruselige Leute waren. Ich hatte geweint und mich hinter einer Bank versteckt und geschrien, dass ich nach Hause wollte.

Bevor die Frau mit dem Jungen wegging, hatte sie mir die Puppe gegeben und gesagt, es sei ein Geburtstagsgeschenk.

Tatsächlich war die Puppe kaum mehr als ein zusammengenähtes, mit Baumwolle ausgestopftes Lumpenbündel ohne Gesicht oder Kleidung. Aber Papa machte sie schön für mich. Er fand ein Plastikstück und schnitt es so zu, dass es vorne auf ihren Kopf passte. Darauf malte er schwarze Augen, rosige Wangen und rote Lippen. Ich sah ihm zu, wie er ihr Gesicht lebendig machte. Großmama nähte ihr ein Kleid und dazu passende Stoffschuhe und überreichte mir die nun fertige Puppe. Ich spielte so viel mit ihr, dass die Farbe von ihrem Gesicht abbröckelte.

Als ich sie nun untersuchte, entdeckte ich Sprünge in ihrem Gesicht und dass an einer Ecke die Naht aufgegangen war. Sobald wir zu Hause seien, versprach ich ihr, würde Papa ihr ein neues Gesicht machen.